



Staatschef Janukowitsch in Kiew: Ein Hüner, der einen Keiler auf hundert Meter punktgenau trifft

ITAR-TASS

UKRAINE

Der Boxer aus Donezk

Blinde Rache stachelt Präsident Wiktor Janukowitsch in der Causa Timoschenko an. Er fürchtet um seine Macht und regiert jetzt allein mit seiner Familie. Den Kampf mit seiner Rivalin aber wird er kaum gewinnen – sie hat ihn in die Enge getrieben.

Schlimmer hätte eine Demütigung nicht sein können als jene, die Wiktor Fjodorowitsch Janukowitsch am 27. März widerfuhr.

Der Präsident war zum internationalen Gipfel über nukleare Sicherheit nach Seoul gereist, er hatte am Tag zuvor das letzte hochangereicherte Uran, das sich im Besitz der Ukraine befand, wie abgemacht der Atommacht Russland überge-

ben. Nun wollte er von Barack Obama, dem wichtigsten Gast des Seouler Gipfels, angemessen dafür belobigt werden.

Nichts hatte das Kiewer Außenministerium unversucht gelassen, um ein separates Treffen mit dem amerikanischen Präsidenten zu arrangieren. Aber Obama dachte gar nicht daran, den Ukrainer mit solch einer Geste aufzuwerten. Stehend fertigte er ihn in nur vier Minuten in der

Veranstaltungshalle ab – eine deutliche Strafe für ein politisches Schmutzkind.

Ein Fotograf allerdings drückte auf den Auslöser, als sich die beiden die Hände schüttelten, und so fand sich tags darauf im Kiewer Massenblatt „Sewodnja“ („Heute“) ein fast titelseitengroßes Bild der beiden Politiker. Und darüber prangte die Schlagzeile: „Janukowitsch hat die Isolation durchbrochen – Rückkehr in die

große Politik. Unser Präsident sprach in Seoul länger als vorgesehen mit Obama.“ Und mitten im Text stand tatsächlich, Janukowitsch habe zu den „Haupthelden dieses Seouler Gipfels“ gehört.

Es mag eine Petitesse der Weltpolitik sein, aber sie erzählt viel über den Ukrainer Wiktor Janukowitsch, über seine Minderwertigkeitsgefühle und seinen Traum, ganz oben in der Liga der Staatenlenker mitzuspielen. Und darüber, wie er zu Hause sein Volk belügt.

Heute – gut fünf Wochen später – könnte sich selbst die Regierungspostille „Sewodnja“ eine solche Posse nicht mehr erlauben. Inzwischen wissen auch die letzten Schäfer in den Bergen der ukrainischen Karpaten: Ihr Präsident ist im Westen isoliert.

Das ist der Erfolg einer kleinen, blonden Frau, die Janukowitsch vor vier Monaten im Charkower Straflager Nummer 54 inkern ließ, der Erfolg von Julija Wladimirowna Timoschenko, seiner ärgsten politischen Gegnerin. Es spricht einiges dafür, dass ihm die unstillbare Sucht nach Rache an der früheren Premierministerin politisch das Genick brechen wird.

„Die Causa Timoschenko ist der ungeheuerlichste Fehler, den der Präsident in seiner Amtszeit beging, ich weiß nicht, wovon er sich leiten ließ, als er diesen Prozess in Gang setzte“, sagt der Direktor des ukrainischen Zentrums für politische Analyse, Jurij Romanenko. „Seit diese Affäre zu einer internationalen geworden ist, kann er sie nicht mehr lenken, sie wird ihn unter sich begraben. Die Fußball-Europameisterschaft wird sich aus dem ersehnten Triumph in eine Tragödie verwandeln.“

Wie konnte Janukowitsch in gerade mal zwei Jahren seine Präsidentschaft ruinieren? Die Stimmen von 12 der 36 Millionen wahlberechtigten Ukrainer hatte er zur Wahl im Februar 2010 auf sich vereint, der Vorsprung gegenüber Julija Timoschenko war deutlich, auch der Westen zweifelte den Sieg nicht an. Amerikaner, Deutsche wie Franzosen waren die Ersten, die dem neuen Staatschef gratulierten.

Janukowitsch kündigte die „völlige Modernisierung“ des Landes an und den kompromisslosen Kampf gegen Korruption, Investoren versprach er das Paradies. Nichts von dem hat er verwirklicht.

Ihr Land sei „wie ‚Die Insel des Doktor Moreau‘ und Orwells ‚1984‘ in ein und demselben Fläschchen“ – eine Art Horrorrepublik also, „eine Nation von Verlierern, ohne historisches Gedächtnis, ohne nationale Würde, ohne wirtschaftliche Perspektive“, sagt Julija Timoschenko aus dem Gefängnis heraus über den heutigen Zustand der Ukraine. Europas größtes Flächenland werde jetzt „von einer einzigen Familie beherrscht, einer Familie mit riesigem Appetit, armseligem Intelligenzquotienten und dem Anspruch auf lebenslängliche Macht“.

Es ist eine Anspielung auf die Herkunft des Staatschefs und darauf, wie er mit seinen Freunden das ihm anvertraute Land gekapert hat. Selbst wenn man die Erregung der von Janukowitsch so tief erniedrigten Frau in Rechnung stellt: Ihr Befund trifft zu, und das ist eine Erklärung dafür, warum nach zwei Jahren kaum mehr als zehn Prozent der Ukrainer noch zu diesem Präsidenten halten.

Dabei war klar, dass 2010 ein Mann auf den Sessel des Staatschefs geraten war, dem fast alles fehlte, was für die Führung der steuerlos dahintreibenden Ukraine nötig war: politische Intelligenz, Finger-

licher Körperverletzung. Man habe ihn rehabilitiert, so sagt er heute. Inzwischen hat sich herausgestellt, dass er die Gerichtsakten später verschwinden ließ.

Sein Aufstieg begann nach dem Zerfall der Sowjetunion, als Banditen und Oligarchen mit Kalaschnikow und Sprengstoff die Kohlegruben und Stahlwerke des Donbass unter sich aufteilten. Pate der Region wurde der Unternehmer Achat Bragin, der vom Zentralmarkt bis zum örtlichen Fußballclub Schachtjor nahezu alles in Donezk kontrollierte. Nicht wirklich lange, denn im Oktober 1995 wurde Bragin während eines Fußballspiels seiner



Häftling Timoschenko in Charkow: „Eine Nation von Verlierern“

spitzengefühl, Kompromissfähigkeit. Was auch war von einem zu erwarten, der elternlos zwischen den schwarzen Abraumhalden des ostukrainischen Stahl- und Kohlereviere Donbass aufgewachsen und schon als Jugendlicher zweimal mit dem Gesetz in Konflikt geraten war?

Janukowitsch kam als Sohn eines Lokomotivführers in Jenakijewo im damaligen Gebiet Stalinsk zur Welt. Die Mutter starb, als er zwei Jahre alt war, sein Vater, der im Krieg mit den Deutschen kollaboriert haben soll, bekam dafür zehn Jahre Lagerhaft.

Mit 19 wurde Janukowitsch Arbeiter im örtlichen Stahlwerk, später Ingenieur und natürlich Mitglied der Kommunistischen Partei, die ihn an die Spitze eines Reparaturbetriebs stellte. Ein angeblicher Hochschulabschluss an der ukrainischen Außenhandelsakademie ließ sich nie belegen.

Das Revier rund um die Bergbaustadt Donezk hat Janukowitsch geprägt. Als 17-Jähriger wurde er dort wegen Raubes verurteilt, als 20-Jähriger wegen vorsätz-

Mannschaft mit einer mächtigen Bombe in die Luft gesprengt – und nur mit Hilfe eines abgerissenen Armes identifiziert, an dem noch seine Rolex-Uhr hing.

Janukowitsch, ein bodenständiger Hüne, der gern Karaoke singt und einen Keiler auf hundert Meter punktgenau trifft, hatte früher zusammen mit Bragin geboxt. Auch mit dessen Nachfolger Rinat Achmetow, der heute Chef der wohl größten ukrainischen Industriegruppe und wichtigster Geldgeber des Präsidenten ist. Der Lokomotivführersohn schien den Oligarchen der ideale Mann zur Absicherung ihrer Geschäfte. 1997 wurde Janukowitsch Gebietschef in Donezk, fünf Jahre später holte ihn der damalige Präsident als Regierungschef nach Kiew.

Er wollte ihn 2004 auch als seinen Nachfolger installieren, doch allzu offensichtliche Wahlfälschungen lösten damals die Revolution in Orange aus, Julija Timoschenko und ihr Verbündeter Wiktor Juschtschenko kamen an die Macht. Fünf Jahre später war es mit dem demokratischen Frühling wieder vorbei: Die Oran-

genen hatten sich heillos zerstritten; Janukowitsch an die Spitze des Staates zu stellen erschien den Ukrainern nun als der einzige Ausweg.

Sie trieben den Teufel mit dem Beelzebub aus. Der Neue kümmerte sich mehr um das Wohl der Oligarchen, die ihren Reichtum bei der Versteigerung des Volkseigentums in den neunziger Jahren zusammengegriffen hatten. Ob Kohle, Stahl, Gas oder Titan – Janukowitsch sicherte ihnen sprudelnde Gewinnquellen. Er entlastete die Großunternehmer bei der Gewinnbesteuerung, während er Kleinunternehmern die niedrige Pauschalbesteuerung strich und sie damit zu wochenlangen Protesten auf die Straße trieb.

Irgendwann muss er die Abhängigkeit von den Neureichen als bedrohlich empfunden haben, Janukowitsch begann, sein eigenes Imperium aufzubauen: die Familie, eine Gruppe Gleichgesinnter, in der die hierarchischen Beziehungen durch Blutsbande und private Abhängigkeiten geregelt sind. Sohn Alexander kam plötzlich ins Spiel, 38 Jahre alt, gelernter Zahnarzt, im Zweitberuf Unternehmer.

Dass Wiktor, der jüngere Präsidentensohn, für die Partei seines Vaters im Parlament sitzt, war den Ukrainern bekannt, über den ältesten Präsidentenspross aber hatte kaum jemand etwas gewusst. Verwundert rieben sich viele die Augen, als der voriges Jahr in der Liste der 100 reichsten Ukrainer auftauchte. Jetzt stellte sich heraus, dass Janukowitsch junior Präsident des Unternehmens Management Assets Company ist, das in Donezk Bürozentren und Hotelanlagen baut, dass er auf dem Benzinmarkt mitmischt, 100 Prozent der Aktien der Allukrainischen Entwicklungsbank, den Fernsehkanal Tonis und vier teure Yachten besitzt.

Ruchbar wurde nun auch, dass ausgerechnet er, der Banker, Weichen für die wichtigsten Personalentscheidungen des Landes stellt. In den vergangenen Monaten wurden die Chefposten der Nationalbank, der Steuerbehörde, des Innen- und des Finanzministeriums neu besetzt, durchweg mit Freunden Alexander Janukowitschs oder Vertrauten der Familie; dem bisherigen Chef des Staatsschutzes, einem früheren KGB-Mann, wurde der Geheimdienst anvertraut. Damit sind alle Schlüsselposten unter Kontrolle der Janukowitsch-Familie.

Die bislang einflussreichen Oligarchen wurden – bis auf Achmetow, den Freund



Janukowitsch-Geburtsort Jenakijewo: Den Paten in die Luft gesprengt

aus Donezker Zeiten – zu Marionetten degradiert. Sie müssen nun Stillhaltegeleider zahlen, die sich Spenden für „soziale Initiativen“ nennen; mit umgerechnet knapp einer Milliarde Euro hat Janukowitsch auf diese Weise mitten in der andauernden Finanzkrise die Staatskasse gefüllt. Für den Fall des Ungehorsams stehen die Chefs von Geheimdienst und Steuerbehörde bereit – sie haben gegen



Janukowitsch-Sohn Alexander Weichensteller bei Personalentscheidungen

jeden der Oligarchen genügend Belastungsmaterial im Tresor.

Wie Politik in Zeiten des Janukowitsch-Regimes funktioniert, war bei der Installierung des neuen Wirtschaftsministers Ende März zu besichtigen. Diesen Posten bekam ein Mann, der unter den Orangenen Chef des Sicherheitsrates und Außenminister war: Pjotr Poroschenko, der „Schokoladenkönig“ der Ukraine.

Poroschenko, 46, begann seine Karriere mit dem Verkauf von Kakaobohnen, heute besitzt er den größten Süßwarenkonzern der Ukraine, mehrere Autowerke und den Fernsehsender 5. Kanal.

Sein Übertritt ins Gegenlager hat die Anhänger der Orangenen überrascht, Kenner des Kiewer Machtklüngels eher nicht. Er habe auf diese Weise „wohl seine Besitzstände retten wollen“, sagt ein Abgeordneter der Vaterlandspartei von Julija Timoschenko.

Poroschenko legte Janukowitsch einen Zwölf-Punkte-Katalog vor, dessen Erfüllung er als Voraussetzung für den Regierungseintritt bezeichnete. Zu den mutigen Forderungen gehörten die „Beseitigung der Schattenwirtschaft“ und die „Verteidigung des Unternehmertums gegenüber gewaltsamem Druck“.

Der bauernschlaue Janukowitsch nickte alle Punkte ab – schickte aber ausgerechnet am Tag von Poroschenkos Amtsantritt die Steuerpolizei in die Werke des Schokoladenkönigs. Es war eine deutliche Warnung an Poroschenko, sich als Minister ja an die Spielregeln der Präsidentenfamilie zu halten.

Dass Janukowitsch sein Wahlvolk genauso düpiert wie die Oligarchen, die ihn an die Macht gebracht haben – so etwas geht in postsowjetischen Staaten selten lange gut. In der Umgebung des Präsidenten „denken sie schon über die Zeit nach Janukowitsch nach“, sagt der Politologe Romanenko, „daher der fast irrsinnige Sicherheitsaufwand, den Janukowitsch betreibt: Er fürchtet ein Attentat“.

Wer die zwei Jahre der Präsidentschaft des Wiktor Janukowitsch Revue passieren lässt, begreift schnell, warum dieser Mann mit Julija Timoschenko keinen Frieden schließen kann. Jede Art von Begnadigung bringt sie ins Spiel um die politische Macht in der Ukraine zurück.

Ihre Anhänger sind gerade dabei, zur Parlamentswahl im Herbst gemeinsam mit anderen Oppositionsparteien eine Einheitsfront zu bilden. Sollten sie die Mehrheit in der Volksvertretung zurück-

„Noch ist die Ukraine nicht verloren“

Janusz Reiter, 59, Direktor des Warschauer Zentrums für internationale Beziehungen, warnt davor, Kiew nach Osten zu treiben.

SPIEGEL: Herr Reiter, verstehen Sie, dass deutsche Politiker nicht neben Präsident Wiktor Janukowitsch auf der Fußballtribüne in Charkow Platz nehmen wollen, während wenige Kilometer entfernt Julija Timoschenko im Gefängnis sitzt?

Reiter: Das verstehe ich sehr gut. Nur geht es gar nicht um die Nähe der Politiker zu Janukowitsch. Es geht um die Nähe der Ukraine zu Europa. Die Europameisterschaft sollte signalisieren: Ihr gehört dazu. Die Ukraine ist in der Wahrnehmung vieler Europäer weit weg.

SPIEGEL: Janukowitsch wird die EM propagandistisch ausschalten.

Reiter: In der Ukraine wird derzeit heftig darüber gestritten, wohin sich das Land wenden sollte. Es gibt kritische Medien, es gibt eine Zivilgesellschaft. Man ist nicht auf das Gespräch mit den Machthabern angewiesen, die Ukraine ist keine Diktatur.

SPIEGEL: Was wären die Folgen eines Boykotts?

Reiter: Ich glaube, dass die große Mehrheit der Ukrainer sehr enttäuscht von Europa wäre, und zwar zu Recht. Die Ukraine driftet im Moment eher nach Osten. Aber sie ist noch nicht verloren. Wir müssen die Europameisterschaft nutzen, sie an uns zu binden. Wenn wir die Ukraine verlieren, wäre das ein politischer Schaden, der sich nicht so leicht beheben ließe.

SPIEGEL: Hat die EU in der Vergangenheit genug getan, um der Ukraine eine Alternative aufzuzeigen?

Reiter: In Brüssel herrscht große Ratlosigkeit. Die Ukraine ist ein schwieriges Land. Aber wir dürfen sie nicht abschreiben. Unser langfristiges Interesse muss es sein, dort Demokratie und Marktwirtschaft zum Durchbruch zu verhelfen.

SPIEGEL: Die EU hätte der Ukraine schneller und klarer eine engere Partnerschaft anbieten müssen, möglicherweise sogar einen Beitritt?

Reiter: Das hätte ich mir gewünscht. Ich muss aber zugeben, die Ukraine hat es der EU auch nicht gerade leicht gemacht.

SPIEGEL: Gerade den Deutschen wurde aus Polen oft vorgeworfen, zu sehr nach Russland zu blicken und die osteuropäischen Länder dazwischen zu übersehen. Gilt das immer noch?

Reiter: Deutschland hat mehr getan als die meisten. War das genug? Ich meine: nein.



PIOTR MALECKI / DER SPIEGEL

Außenpolitik-Experte Reiter
„Mehrheit gegen Boykott“

SPIEGEL: Polen möchte die EM nutzen, um der Welt zu zeigen: Wir sind wieder da, wir sind mitten in Europa angekommen. Stört Sie die Boykottdebatte?

Reiter: Ich glaube nicht, dass Polen in Mitleidenschaft gezogen wird. Aber es liegt in unserem Interesse, dass die Ukraine einen Anteil am Erfolg hat. Die Ukraine ist nicht die Sowjetunion. Das ist heute eine andere Situation als nach dem Einmarsch der Sowjets in Afghanistan 1979. Deshalb ist die große Mehrheit hier gegen einen Boykott.

SPIEGEL: Deutschland hat mit der Debatte andere europäische Länder in Zugzwang gebracht. War das klug?

Reiter: Jetzt soll Druck ausgeübt werden, um die Regierung Janukowitsch doch noch umzustimmen. Doch was tun wir, wenn das nicht passiert? Es wäre schlimm, wenn Europa sich in dieser Frage entzweien würde.

SPIEGEL: Soll die Eishockey-Weltmeisterschaft 2014 im benachbarten Weißrussland abgesagt werden?

Reiter: Weißrussland ist eine Diktatur. Aber auch dort gibt es eine Opposition, die dafür kämpft, das Land nach Westen zu führen. Diese Leute muss man unterstützen, man muss ihnen zeigen, dass sie zu Europa gehören. Ich würde sehr zögern, zu einem Boykott der Eishockey-Weltmeisterschaft aufzurufen.

INTERVIEW: JAN PUHL

erobern, würden sie sofort ein Amtsenthebungsverfahren gegen den Präsidenten in Gang setzen.

Dieses Szenario fürchtet Janukowitsch mehr als die Erregung der Westeuropäer vor der Fußball-Europameisterschaft, zumal er ahnt, dass er bei einem Machtwechsel selbst im Gefängnis landen könnte. Der Präsident sei in Sachen Timoschenko „inzwischen beratungsresistent“, sagt ein deutscher Diplomat, der Botschafter in der Ukraine war und später der Premierministerin als Berater diente: „Er weiß, dass es für ihn in Europa nicht mehr viel zu holen gibt.“

Sein Dilemma ist nur: Die Gefangene im Charkower Frauengefängnis ist stärker als er. Julija Timoschenko mag als Regierungschefin eine schlechte Managerin gewesen sein, als PR-Strategin in eigener Sache ist sie fabelhaft. Sie ist es, die zusammen mit Tochter Jewgenija und Anwalt Sergej Wlaskenko die öffentliche Meinung steuert, nicht Janukowitsch.

„Retten Sie meine Mutter, bevor es zu spät ist“, fordert Jewgenija Timoschenko auf ihren Pressekonferenzen. Nur weiß leider niemand, was hinter den Gefängnismauern wirklich geschieht und ob Timoschenko bei ihrer gewaltsamen Verlegung in ein Krankenhaus wirklich mit Fäusten traktiert worden ist. Allein ihr Anwalt hat es behauptet, ein Parlamentsabgeordneter der Timoschenko-Partei.

Vergangenen Freitag, als sich Professor Karl Max Einhäupl, der Chef der Berliner Charité, erneut auf den Weg zu seiner Patientin machte, stand die frühere Premierministerin den 15. Tag im Hungerstreik. Wer Timoschenko kennt, der weiß, dass sie bis zum Äußersten gehen kann. Appelle wie der des Weltkongresses der Ukrainer, die Aktion abubrechen, geben ihr aber die Möglichkeit, den Streik zu beenden. Freitag auch willigte sie ein, sich vorerst in Charkow behandeln zu lassen.

In Deutschland sehen sollte man Frau Timoschenko also noch nicht. Vielleicht führt ihr Weg über Russland. Kremlchef Wladimir Putin hat verkündet, er würde Julija Timoschenko „mit Vergnügen zur Behandlung aufnehmen“. Ihm könnte Janukowitsch solch einen Wunsch nicht verweigern: Er braucht dringend einen Preisnachlass bei russischen Gaslieferungen – und hofft, ihn während Putins Staatsbesuch Ende Mai zu bekommen.

Irgendwann aber, nach Behandlung ihres Bandscheibenvorfalles, käme Timoschenko in die Ukraine zurück. „Und was passiert dann?“, fragt der Chefredakteur einer unabhängigen Kiewer Tageszeitung. „Dann geht alles wieder von vorn los, nur mit anderem Vorzeichen. Kaum einer will ein Comeback der früheren Regierungschefin. Timoschenko ist wie Janukowitsch: Sie blockiert unser Land.“

CHRISTIAN NEEF